Uta und der Blinde

von

Siegfried Berger

HV2345 B

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

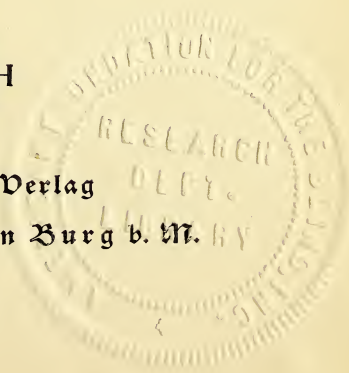
C.1

Uta und der Blinde

Von

Siegfried Berger

Druck und Verlag
August Hopfer in Burg b. M.



HV2345
B
cop. 1

Im Kloster Sankt Georgen zu Naumburg an der Saale schreibt ein Benediktiner um das Jahr 1300 diesen Brief an einen norddeutschen Konvent seines Ordens. Der fromme Briefschreiber führt uns bis in den Westchor des Naumburger Domes vor das Bild Utas, der Markgräfin, und zeigt uns den Schatten des geheimnisvollen Naumburger Meisters.

Liebe Brüder! Ihr werdet meinen Brief, an dem ich täglich schreiben will, so viel meine von schwerer Krankheit noch schwache Hand vermag, freundlich und liebreich aufnehmen; muß ich Euch doch über die letzten Tage des Bruders Egbert berichten, den Ihr mir für seine letzte Pilgerfahrt anvertraut habt. Sein Heimgang ist Euch vom Kloster St. Georgen schon gemeldet worden; mir aber liegen seine Konfessionen noch schwer auf dem Herzen, die ich Euch nach seinem Willen treulich aufzeichnen muß, bevor ich den mir gebotenen Weg über die Berge nach Rom weiterziehen darf.

Hier unter Schutz und Schild des Heiligen Georg und nicht weit von Bruder Egberts Grab erinnere ich mich der Stunde, da ich bei Euch einkehrte; ich fand Euch im Kreuzgang um den alten Bruder Egbert geschart, wie sich die Leute abends um den Herd versammeln, von dem ihnen Wärme und Speise kommt. An der Weise, wie Bruder Egbert den Kopf zurücklegte und auf meine Stimme lauschte, sah ich, daß er blind war. Er nahm meine Hand mit der Linken, griff und erforschte sie wie ein Beichtvater das Gewissen; das Weitere wißt Ihr, meine Brüder; wie er ein anderer wurde, als er hörte, daß meine Fahrt über Naumburg gehen würde, wie er trotz Euren Bitten und Abmahnungen begehrte, mit mir zu wandern. Mir ging gleich ein Schauer durch das Herz, als ich spürte, wie unruhig und heftig der

ehrwürdige alte Bruder über seinem Verlangen wurde, mit mir zu gehen. Ich bedachte, daß Bruder Egbert blind war und doch in seiner Dunkelheit begierig nach einem weiten, mühseligen Weg. Ich sah, daß seine rechte Hand verstümmelt war und daß er nur noch mit der Linken die Dinge ergriff, die ihm Gott zureichen ließ; Ihr alle liebtet ihn, und er besaß selbst genug Liebe, um allen mitzuteilen, und war nun doch ungestüm wie ein Jüngling, wegzukommen aus dem Frieden seines Klosters, weil er in dem neuen Münster zu Naumburg beten müsse, wie er beteuerte. Ihr hieltet ihm liebreich seine Blindheit und Schwachheit vor, sein Alter, und daß Ihr ihn entbehren würdet, alles auf hundertfältige Weise, aber hundertfältig bat und drängte er auch von neuem, bis der Prior gebot, wenn es Bruder Egbert als Ruf Gottes in sich fühle, so solle er mit mir ziehen.

Als mein geringes Übel, das ich bei Euch ausheilte, behoben war, kam der Abschied, an den ich mit Freuden denke, wie an einen warmen Tag, denn er brachte alle Liebe, die in Eurem Konvent waltet, an das Licht. Ich wunderte mich ein wenig, daß der Abschied den Bruder Egbert nicht so bewegte wie Euch; er war nur erfüllt von seinem Ziel. Die lange Wanderung wird mir unvergessen bleiben. Die linke Hand, an der ich ihn langsam führte, glühte in der meinen, und oft erzitterte er und blieb lange vor dem Bildnis unseres Heilandes liegen, das ich ihm wies, verlangte auch zumeist, den heiligen Leib mit der gesunden Hand zu fühlen. Das dauerte oft drei Rosenkränze lang, und der zerschlagene Arm in der

Kutte bewegte sich schwach mit. Ich hatte wohl Sorge, ob es nicht wider die Regel sei und ging sie durch, aber sollen wir nicht in jeder Anfechtung auf den Gekreuzigten sehen? So, meinte ich, erfühle der blinde Bruder in seiner Anfechtung mit der Linken den heiligen Leib. Als Bruder Egbert gar in einer Kirche kein Ende fand zu tasten und zu fühlen, fragte ich ihn, ob er nicht zu sehr den Bildern vertraue, von Menschen gemacht? Käme nicht auch die Blindheit von Gott und solle ihn von außen abwenden nach innen zu? Aber wie die Träne rasch die Wange herabstürzt und nicht eindringen kann, so fielen meine Worte nieder. Bruder Egbert schüttelte den Kopf und ließ sich weiter führen. Erst nach langer Zeit sagte er: „Bitte für mich, und auch alle Brüder sollen für mich beten; ich war so alt, wie Du jetzt die Sommer zählst, als ich die große Sünde tat, um derentwillen ich mit Blindheit geschlagen bin. Ich bin Gott zuvorgekommen, ich habe ihm die Ehre nicht tun können, die ich ihm schuldig war als sein Geschöpf, ich bin darum der geringste Diener in unserem Orden! Dreißig Jahre und mehr habe ich im Siechhaus gepflegt und zweimal die Pest überstanden und bin erst aus dem Spital genommen worden, als ein Pilger aus Jerusalem die Augenkrankheit mitbrachte, die mir das Licht nahm. Eine Gabe aus dem Heiligen Land, wie sie einem unwürdigen Knecht geziemt. Denn in all der Zeit habe ich immer, wenn ein Kranker jammerte, gedacht: durch ihn rufst Du mich, Herr, und Dein Knecht höret. Aber aus rechter Liebe konnte ich doch nicht helfen. Viel tausend niedrige Dienste habe ich getan und

Schwerkranke täglich gewartet, aber stets mit Schrecken vor dem Wehgeschrei und mit Sehnsucht nach lieblichen Dingen."

Ich wußte ihm nichts Tröstliches zu sagen, denn ich erkannte mich selbst in seiner Klage. Seine größere Not und Anklage aber, er sei Gott zuvorgekommen, lernte ich erst von einem Tageweg zum anderen begreifen. Ich hörte ihn nachts darum hadern, vernahm auch immer neu sein Gebet, er wolle von den dunklen Wänden, die ihn so eng umstellten, befreit werden. Mich jammerte seiner und aller Kreatur, daß sie niemals lernt, sich in Gottes Willen ganz hineinzubilden.

Es mag am sechsten oder siebenten Reisetag gewesen sein, als ich in einem Flecken von weitem schon hohe Gerüste sah und viele Steinmetzen bei der Arbeit. Bevor ich jedoch meinem lieben Reisebruder sagen konnte, daß hier ein liebliches Werk begonnen sei, ein Wohnhaus für den allerheiligsten Leib unseres Herrn, hatte er das helle Klingen der Hämmer und Meißel schon erlauscht und ging schneller, bis wir auf dem Bauplatz standen. Die Steinmetzen staunten, als sie ihn die großen Stücke betasten sahen. Er glitt mit der Linken die Kanten und Hohlkehlen entlang, tastete sich zum nächsten Stück und prüfte das zierliche Laubwerk, das mir für eine Säule bestimmt schien. Ich hielt mich am Eingang und wunderte mich, wie vertraut er mit den Steinmetzen sprach, ihr Werkzeug in die Hand nahm, auf den Stein setzte, immer wärmer und fröhlicher wurde und schließlich einen Kreis schlug, in den er etwas einzeichnete. Da riefen die Gesellen den

Meister, der uns freudig begrüßte und zu Tische lud. Sie sprachen viel in welschen Ausdrücken, wozu mein Latein nicht ausreichte, und der Meister hielt uns als seinesgleichen bei Tisch vor den Gesellen und Lehrlingen. Als aber nach der Mahlzeit unser alter Bruder Egbert aufstand und das Gebet sprach, da wurde es vielmehr eine Lobpreisung der Kunst zu bauen; seine Linke schrieb Wände und Bögen in die Luft, richtete Pfeiler hoch und Wölbungen. Ich habe nicht viel verstanden von seiner Rede, wie ich denn von den auswendigen Dingen mich wegsehne; doch Bruder Egbert sprach mit großer Gewalt. Fürwahr, er stand da und sprach wie ein mächtiger Bauherr, ein Abt oder ein Graf, der einen großen Bau absteckt und seine Befehle gibt, nicht aber wie ein armer Mönch des Predigerordens, der um die Gnade betet, wandert und dient. Die Steinmetzen freuten sich über seine Rede und nahmen sie an wie ihre eigene Sache.

Nun wußte ich, daß unser Bruder Egbert ein Steinmetz war und es gar so schwer ist, bei dem Profeß alles abzutun und zu lassen, und ich verstand wohl, warum er die Bildwerke, vor denen wir niederknieten, betastete und mit der Hand erforschte; er suchte sie in seiner Weise nachzubilden; ja vollkommener und edler nachzubilden; so versuchen wir ja auch in unseren Gebeten die Worte besser und edler einzubilden in Gottes Licht! Wahrlich, mir wurde Bruder Egbert in seiner Blindheit und Schwachheit ein Gleichnis unser aller, die wir aus der Dunkelheit unseres Lebens hinaustasten und -greifen mit zitternden Händen!

Ich höre noch die fröhlichen Rufe der Bauleute, als uns der Meister über den Bauplatz zum Wege brachte. Eine rechte Herzenslabung ist aber diese Begebenheit für Bruder Egbert nicht geworden. Er trug nur um so härter an seiner Blindheit. Sah er doch unseren Weg, den er vor langer Zeit gezogen war, inwendig vor sich, wie ich auswendig. Er sagte mir, wie Fluß und Berge sich hinzogen, wies mir Baumgruppen und Türme voraus. Ich bewunderte und lobte ihn deswegen und Bruder Egbert sagte, so sei alles in ihn eingezeichnet und eingeschrieben, was er je gesehen habe. Aber er sei wie ein Buch, das mit tausend bunten Blättern vergessen in dunkler Zelle liege, ja eingemauert sei, und das liebe Licht könne Schrift und Bilder nie wieder lebendig machen. Da habe ich denn oft, um unserer Traurigkeit zu steuern, den Psalter angestimmt, als den Marschgesang der armen Diener unseres Ordens und damit auch die schwachen Schritte unseres Bruders gestärkt.

Noch eine Begebenheit möchte ich von diesem Wege berichten, die mir lieblich vor Augen steht. Wir rasteten an der Ringmauer eines Städtchens und streckten die müden Glieder in der Sonne, schlummerten auch ein wenig, als ich Bruder Egbert aufschrecken fühlte; er lauschte, legte einige Atemzüge lang das Ohr auf die Erde, erhob sich, stand vorgebeugt, als erwarte er eine Prozession, und nun hörte auch ich Schritte, nicht aber die gepanzerten Füße des Kriegsmannes oder die feierlichen Schritte des Priesters, der das Allerheiligste zu tragen gewürdigt ist, sondern leichte, kleine Schritte. Das alles war nicht länger als etliche Wimperschläge,

und nun sah ich die zierlichste und zarteste Jungfrau um die Mauer biegen, deren Schritt Bruder Egbert schon lange vernommen und ihre Holdseligkeit darin erkannt hatte. Ein Konterfei von ihr in der Bilderreihe an unserem Kirchenportale würde keine Unehre machen, es müßte aber unter den schönen klugen Jungfrauen stehen, nicht unter den törichten. Sie war zutraulich, schreckte nicht zurück vor uns armen Gesellen, legte auch in die Hand Bruder Egberts ohne Zögern den Blumenstrauß, den sie gesammelt, und grüßte uns. Der Blinde griff mit den Blumen ihre Hand, wandte nach seiner Weise den Kopf zur Seite, als wollte er besser hören, und betastete die Hand vorsichtig und langsam. Die Jungfrau sah, daß er blind war, und hielt liebreich still. Dann ging sie. Unser Bruder lauschte noch lange ihren Schritten und war den Tag über stiller und heiterer, als hätte er eine Verkündigung erfahren. Ich aber dachte bei mir, wer so feine Ohren hätte, das Nahen der Engel zu hören, daß man sie grüßen und ihren Gruß empfangen könnte!

Wie Tag und Nacht wechseln und bei uns Schwachen glückliches Gebet und schwere Anfechtung, so begegnete uns nach dieser holden Marienmagd etliche Meilen weiter die schwarze Seuche, deren Giftwolken wir seit dem Winter verschwunden wähnten. Sie war aber in einem der Dörfer an der Saale, einige Tagereisen vor Naumburg, noch einmal aufgestanden. Vor dem Gottesacker brannten die großen Feuer. Die Knechte, die Gruben aushoben, warfen grüne Zweige und Schlehen auf den schwelenden Holzstoß, riefen uns zum Helfen und Begraben, und ich ging

herzu und half einige Rosenkränze lang. Bruder Egbert aber kniete in den Rauch eines der Feuer hinein und blieb darin, bis ich ihn aufhob.

Als die Nacht herankam, sagte er, für diesmal wolle er nicht auf dumpfem Stroh schlafen, sondern wir wollten die Nacht durch weiterziehen und alle tausend Schritt ein wenig rasten; er habe mir viel zu sagen; in der Dunkelheit sei auch ich gleichsam blind und besser geschickt, seine Worte zu fassen und zu behalten. Hier ist nun von seiner Rede, was ich — nach so harter Krankheit — noch davon bewahrt habe. Er hat mehr gesprochen, und es war von seiner Seele beschienen, er hat es vor Gott und Euch hingebreitet wie den Mantel seiner Armut auf den Weg, auf dem das Allerheiligste getragen wird. So etwa waren seine Worte:

„Ich bin nicht gewürdigt, die Sterbesakramente von meinem Prior zu empfangen und bei meinen Brüdern im Kreuzgang begraben zu liegen. Mich hat die Unruhe eines Herzenswunsches auf diese Reise getrieben, daß ich erkennen soll, wie unwürdig ich geblieben bin. Da ich nun nicht heimkehren werde, so bitte ich Dich, sei Du mein beichtender Mund.

Eines habe ich nicht versäumt; ich habe gegen die Pest in meinem Herzen allezeit Feuer angezündet, die wilden Zweige und schlechten Früchte meines Herzens hineingeworfen, bin in den Rauch hingekniet und habe mir das Angesicht versengen lassen. Aber alle diese Pönitenz hat meinen Eigenwillen und mein Eigenwesen nicht ausgelöscht. Du hast mich auch an jenem Tage bei den Steinmetzen gesehen und gewiß gespürt, daß mein Herz ihrer Kunst verschrieben ist,

die ich von Kind an erlernt und in Deinen Jahren fleißig geübt habe; ich bin auch weit durch die Welt gekommen, um die Kunst von anderen Bauhütten zu verstehen und zu erlernen. Denn es gibt vielerlei Weise zu bauen, vielerlei Geräte, Werkzeug und Steine, wie es viele Bäume gibt, und jeder Stein will seine eigene Weise. Du weißt, daß es ein künstliches Werk ist, ein Gewölbe einzuziehen. Der Himmel schwebt, durch einen leichten Strich von Gottes Finger für die Ewigkeit aufgewölbt und gehalten; aber Steine sind ein schwerer Stoff, und es ist ein schwieriges Werk, sie in leichten Bögen hinaufzuspannen. Ein Baum wächst nach Gottes Spruch aus einer Eichel in Herrlichkeit empor, doch Säulen müssen wir mühsam aufführen und kunstvoll nachmessen; es reicht kaum ein Leben aus, um das alles zu erlernen. Ich war begierig nach dieser Kunst, die ein mühseliges Alphabet hat. Ach, ich wanderte damals noch im vollen Licht. Die Meilensteine meiner Wanderschaft waren die Baugerüste und die Türme der Münster, mein geliebtes Responsorium waren die Schläge der Hämmer und Meißel. Es gab nichts Köstlicheres für mich als einen frisch gebrochenen Stein, aus dem ich Liebliches oder Strenges herauslocken sollte, in dem alles schon schlief, was sich in den schönen Kranz rings um das Allerheiligste einfügen würde, in das hohe Gewölbe, in die festliche Prozession der Säulen. O, welche steinernen Lobgesänge gibt es zu schaffen, mein Bruder! Laubwerk, das nicht welkt, schmuckreiche Fensterbögen, die das freie Licht einfangen zur Verklärung des Opfers an dem Altar, schöne Türbögen, auf Stufen erhöht, mit

reichem Zierat und Spruchband, daß Du Deine Alltagsschuhe und schlechte Habe draußen abstellst und frei eingehst durch die schöne Pforte! Oder einen Lettner, würdig, daß das Allerheiligste über ihn hinwegschimmert, keine schwere Mauer, sondern ein leichtes Schrankenwerk, geheimnisvoll wie in der Ferne die Linie zwischen Himmel und Erde oder wie das Ufer des Sees, auf den Jesus hinausfuhr, wenn ihn das Volk zu sehr bedrängte; auch ein schönes Pult, die heiligen Bücher daraufzulegen; und noch mehr und noch Schöneres! Eine Sängerkanzel, edel geschwungen wie die Federn der Engelsflügel, und breit und rund hingeführt wie ein Osterlied. Nach all dem stand mein Herz, ob ich den Stein richtete, der mit hunderttausend anderen in den großen Bau gefügt werden sollte, ob ich weiterzog zur nächsten Bauhütte. Auf jeden schönen Berg baute ich in Wunsch und Gedanken ein Münster, schrieb seine Grundmauern in die Felsen und seine Giebel und Türme in den blauen Himmel hinein. Doch das waren Träume, die einem jungen Gesellen wohl anstehen. Die mannshohen Steine unter dem Regendach der Werkstatt waren keine Träume. Daran lehnte man sich nach Feierabend und dachte, ob man noch geschickt und gewürdigt werde, eine Figur daraus zu schlagen, von der es nur hieß, sie soll ein Kruzifix werden oder unseren Kirchenpatron zeigen, und dort soll sie stehen. Sonst aber selbst geschaut und auf den Stein gezeichnet, eigenes Werk vom ersten Steinsplitter an."

Liebe Brüder, ich muß Euch bekennen, daß ich die vielfältigen, schönen und neuartigen Worte des hin-

geschiedenen Bruders nicht getreu aufzeichnen kann. Seine Rede war nicht ausgedacht und geglättet wie die eines Predigers oder eines, der seine Gedanken mit Vorbedacht niederschreibt. Er schwieg mehr als er sprach, und ich fühlte wohl, wie er nur mühsam die Worte für seine Gesichte fand. Besonders bei dieser Erinnerung an seinen Wunsch, ein großes Bild allein zu machen, verweilte er lange, und ich dachte daran, wie wohl jeder Novize einmal den Abtstab von Gold und Elfenbein in seine Hand träumt. Ich sagte ihm das auch, erhielt aber die seltsame Antwort, dieser Abtstab sei ihm verliehen gewesen, er habe ihn jedoch freventlich zerbrochen. Nun mochte ich wegen so hochfahrender Worte einen alten Konfrater nicht rügen, rechnete es seiner Blindheit zu und hieß ihn mit mir beten, wie die Regel es will.

Darauf hat Bruder Egbert mehrere Tagereisen, die freilich bei seiner Schwachheit immer kürzer wurden, geschwiegen. Ich fühlte, daß er noch nicht geendet hatte und noch kämpfte, denn wir waren nicht eins im Gebet; wenn ich auch seine Hand hielt beim Wandern, so war er doch ferne von mir. So ging es hin bis eine kleine Tagereise vor Naumburg. Als Bruder Egbert den Namen des Ortes hörte, in dem wir Herberge nahmen, sagte er:

„Wie ich Dich schon geheißen habe, sollst Du mein Bote sein oder mein Brief, wie Du es nennen magst. Bevor Du aber die Türme des Münsters siehst, zu dem unsere Wallfahrt geht, und ich seine Glocke höre, muß mein Brief an meine Brüder daheim in Dich hinein und fertig geschrieben sein; ich fühle es so.

Hier an der Kirchenwand", fuhr er fort, „habe ich

eine Sonnenuhr einbauen helfen." Ich sagte ihm, daß sie noch da wäre. „Sie ist aus weichem Stein gemacht", sagte Egbert. „Zeigt sie nicht die geöffnete Rose? Du magst Dich in diesem Bilde erkennen. So bist Du und so sind alle rechten Ordensleute wie die offene Rose dieser Sonnenuhr, über deren Fläche der Schatten gleitet, Stunde um Stunde; es ist Deine heilige Sache, nur stillzuhalten und Gottes Stundenschein abzuwarten bis zu Deinem Sonnenuntergang!

Aber ich bin nicht aus diesem weichen Stein gebildet, bin nicht gemacht, nur die Stunde still abzuwarten; ich bin geschaffen, selbst zu bilden, Ebenbilder des Ebenbildes. Es geht keiner hier vorbei, der nicht zu der Sonnenuhr aufschaut und den nicht die offene Rose und der schmale Schatten an seinen fliehenden Lebenstag gemahnen. Solche Dinge zu machen, die gleich der Sonnenuhr die feinen Stundenschatten von Gottes Tag werfen, bin ich geschaffen gewesen. Dies meinte ich, als ich Dein Gleichnis vom Abtstabe auf mich wandte; Du hast es für einen sträflichen Stolz gehalten, der einer armen Kutte nicht fromme. Doch wer schickt mir die Gesichte, die nach Gestalt verlangen? Jetzt ziehen die himmlischen Heerscharen unablässig durch mein Dunkel; ich sehe in ihrem Zuge hier und dort Gestalten, als könnte ich sie mit den Händen greifen und sollte sie mit den Händen bilden. Gabriel und Michael! Ich sehe sie bis in die letzten Falten ihrer Gewänder, ihre wehenden Locken und die Wölbung ihrer Strahlenaugen, in denen sich die Welt spiegelt, ich erschaue sie bis in die kleinste Biegung der schimmernden Federn ihrer starken Schwingen. St. Georg reitet

durch meine Nacht, ich sehe plötzlich, wie sein Roß den kräftigen Huf durch die Wolken stößt, ich fühle den Schimmer seines Schildes, ich spüre, wie er sich aus diesem Schimmer herausbildet in des schönsten Ritters Leib und Menschengestalt. Habe ich nicht die Heilige Jungfrau in hundertfacher Gestalt gegrüßt auf dieser Reise? Sie sind alle geweiht, die Bilder, vor denen wir knieten und zu denen Deine brüderliche Liebe meine schwache Hand leitete, daß ich ihre Bildung erkennen könnte. Doch als wir neulich die Schritte des Mädchens hörten, das an der sonnenwarmen Stadtmauer an uns vorbeikam, da schaute ich klar, wie ich Euch ein Bild der Heiligen Mutter Gottes hätte machen sollen. Die Krone allein tut es nicht, nein, wie sie den Kopf neigt bei der Verkündung und wie ihre Hände aus dem Gewand hervortasten, um das Wunder anzunehmen, wie ihre zarte Wimper schlug und der reine Hauch durch die Lippen ging, wie sich die Brust hob, an der sich der Heiland der Welt bergen sollte, das alles spüre ich aus meiner Dunkelheit sich herauslösen und Gestalt werden. Legt mich eine Nacht auf einen Werkstein, hoch und breit wie ein Kreuz, und ich werde am Morgen wissen, wie der Schmerzensleib in diesem Stein liegt, wie man ihn herauslösen müßte, wie der Mund sich öffnet, den Feinden zu vergeben. Zwei Ströme fließen durch diesen Leib, Schmerz ist der eine; den anderen kann ich nicht nennen; Du magst Erlösung sagen oder ihn mit dem Licht vergleichen, dem allerersten Licht, das in eine schlimme Nacht eindringt und über die Welt zu fließen beginnt. Du weißt ja von den Meistern der Schrift, wie wenig wir in Worte fassen können,

wenn wir an den Ursprung der Dinge kommen.

Mein Bruder, wenn Du Dich von allen auswendigen Dingen leer machst und immer noch einen fremden Gedanken und einen Wunsch ablegst, um endlich in der Stille Gott wahrhaftig und wesentlich zu begegnen, so weißt Du, was ich jetzt in wunderbarer Nähe sehe und greife und fühle; jetzt in diesem Atemzug sehe ich das dreifach verschlungene Geflecht des Dornenkranzes, der diese Stirn überhöht; nur so, nur in dieser Biegung kann er geflochten sein. Du erinnerst Dich, lieber Bruder, wenn nach langem Gebet auf einmal Dein Herz entsiegelt ist und Deine Worte fließen wie das helle Wasser aus dem Berg. Ich muß Dich schon an diese Gnade erinnern, damit Du mich nicht hoffärtig nennst und weißt, was mir diese Gesichte sind. Sie schweben mit rauschenden Flügeln um mich, die himmlischen Gestalten, wenn wir wandern oder ruhen, und ich bin gewürdigt, sie von Angesicht zu sehen, so wie Gott sie seine getreuen Knechte, Bildhauer und Steinmetzen, zu bilden heißt, damit sein Volk einen Abglanz davon erkenne. Das ist der Augenblick der Gnade für den Bildner und den Baumeister, wenn er das Gesicht hat. So wie es Dein Augenblick der Gnade ist, lieber Bruder, wenn Du Dich im Gebet aller Dinge und auch Deiner selbst entäußert hast und der Seelenfunken aufglüht. So groß ist die Gnade des Gesichts, daß die Hände gehorsam werden, ja, daß die Meißel gehorchen und die Hämmer. Du denkst wie viele in unserem Gewand, daß es ein weltliches Werk sei und bleibe, Bilder zu machen von Holz oder Stein oder mit Farben, und daß Bild immer Bild bleibe.

Ich habe mich dieser Weisheit lange getröstet, bedurfte auch dieses Trostes in meiner Entbehrung. Wahrlich, Bild bleibt nur Bild, wie auch Wort nur Wort bleibt, und es gibt mancherlei Werkstatt unter dem Himmel zu Gottes Ehre. Weil ich aber meine Werkstatt verlassen habe, darum hat Gott mich geschlagen an Hand und Augen. Ich bin wie einer, der beten will und dem keine Worte gegeben werden, wie ein Priester, dem in der Messe die Arme kraftlos werden, daß er das Allerheiligste nicht über die Häupter des Volkes heben kann, wie ein Prophet, dem Gott in dem Augenblick, da jener die Erlösung erkannte und die Worte, sie fröhlich zu verkünden, die Zunge lähmt und den Mund versiegelt."

Wie schnell und leicht sind diese Worte, die in mein Gedächtnis scharf eingeschrieben wurden in jener Nacht, aufgezeichnet und in das bunte Gitter der Buchstaben eingeschlossen; Ihr Brüder, die Ihr schon viele habt sterben sehen und das Letzte bekennen hören, wißt es wohl, wie mühsam ein Mensch seinen innersten Schrein aufschließt; wenn ich diese Bekenntnisse überdenke, sehe ich Bruder Egbert wieder in den Qualm schwelender Pestfeuer hineinknien.

Nach diesem Bekenntnis schwieg er lange und ließ sich dann gern zur Herberge führen, wo er nach dem Nachtmahl noch auffaß und mit dem Finger nach seiner Weise vielerlei Bogen und Figuren auf den Tisch malte. Ich sah ihm still zu und wartete, ob er fortfahren wollte. Endlich lächelte er ein wenig und sagte: „Du mußt doch einen Botenlohn haben, lieber Bruder. Du hast noch einen harten Weg vor

Dir; darum sollst Du meine Schuhe nehmen. Der Schaffner hat mich gut damit versorgt, als ich auf meine letzte Wallfahrt ging. Ich weiß wohl, daß ich sie nicht mehr brauche. Daß sie Dir passen, habe ich an Deiner Hand schon ausgemessen. Du wirst rascher ausschreiten können, wenn Du mich im Naumburger Münster auf die Betbank hast knien lassen. Dann bist Du freier und kannst noch vor dem Schnee über die Alpen ziehen."

Bei diesen Worten zog Bruder Egbert einen großen, alten Bauplan aus seiner Kutte, den er sich wohl in der Bauhütte erbeten hatte, wo wir bewirtet wurden; er forderte frische Kerzen und bat mich meiner Müdigkeit und der Weitschweifigkeit seiner Konfessionen wegen, das Wichtigste mitzuschreiben, was er noch sagen müsse. Ich lege das Blatt mit bei, dessen Vorderseite einen Grundriß zeigt. Auf der Rückseite steht meine rasche Nachschrift. Unser Bruder sprach aber von nun an viel ruhiger, wie einer, der die kommende Absolution fühlt. Er sah vielleicht Euren ganzen Konvent versammelt und fühlte sich durch Eure Liebe ermutigt:

„Wenn Ihr im Kreuzgang beisammen wart, liebe Brüder, fand sich wohl zu einem alten Klosterlied eine neue Strophe und war vielleicht schöner als die alten; oder es fand sich eine neue, wechselnde Begleitung für den Gesang. So bauen die Werkleute auch an einer alten Kirche weiter, fügen einen neuen Chor an oder führen einen Turm höher und schöner hinauf. An dem Naumburger Münster waren wir dabei, einen hohen Chor gegen Abend zu bauen nach dem Willen des Bischofs. Ich hörte schon vor Jahren,

daß der Chor nun eingewölbt und fertig sei, innen und außen. Damals sah noch der Himmel in die hohen, hellen Wände hinein. Morgen will ich hören, wie die Stimmen darin klingen und widerhallen, will mit meinen alten Füßen die Maße abschreiten und mit Knie und Hand die Steine fühlen. Denn dort ist beides geschehen, mein Erwachen und mein Abfall. Ich hatte in der Naumburger Bauhütte schon auf manchen fertigen Stein mein Zeichen gesetzt, auch schon mehr als einen Block nach der Zeichnung behauen, der zu größerem bestimmt war, als Steinmetzarbeit vermochte. Wenn die rohen Umrisse heraustraten und das Bild oder die Zieraten, wie der Meister sie wollte, noch von dicken Schichten bedeckt waren, dann verschwand der Block in der Werkstatt des Meisters, wo der Alte allein hauste und arbeitete, zeichnete und rechnete, auch die großen Herren empfing, die raschen, immer ungeduldigen Herren, deren Begierde er langsam und klüglich wegschmolz, mit einer neuen Zeichnung oder indem er sich drängen ließ, die Tücher von seinen Bildnissen fortzunehmen. Wir Gesellen kamen nur selten zu ihm hinein, nur zu kleinen Diensten. Eine Hand voll Weizenkörner — mehr Worte habe ich nicht von ihm gehört. Er lehrte uns, mit der Kohle oder dem Stift vorzeichnend, oder mit dem Meißel, mit dem er uns ein paar Dutzend Schläge vormachte.

Eines Tages rief er mich zu sich, fragte mich, wie lange ich in der Bauhütte wäre und nahm mich zu seinem Helfer. Da sah ich ihn zum ersten Male an seinem eigenen Werk arbeiten, den ich bisher nur hatte befehlen und Fehler auslöschen sehen, und be-

griff, daß er, wie wir alle, schwer dienen mußte. Nicht lange, und er gab mir einen Arm voll Zeichnungen. „Lies Dich hinein", sagte er. Nun sah ich, was ich von der Baustelle in den Anfängen kannte, aufwachsen und emporgleiten und in der Wölbung zusammenfließen, sah das vollendete, köstliche Gehäuse, wie es an das alte Münster anwuchs. Hatte ich sonst nach Gesellenart das emporwachsende Gewände nach den Steinen abgesucht, die ich selbst zugehauen hatte und mit den anderen Gesellen über Fenstermaße und Gewölbehöhen gesprochen, so vergaß ich jetzt alles über diesen Zeichnungen, aus denen sich mir das Ganze wunderbar erschloß, um einen Kern von geheimnisvollem Licht geformt. Ich lebte einige Wochen hin, wie in einer Zauberkugel. Bis der Meister sie mir zerblies, die Pergamente wegschloß und mir befahl, ihm wieder zur Hand zu gehen. Er arbeitete an den Figuren für den Chor.

Hier mußte ich einen Schild fertig machen, dort eine Gewandfalte aushauen und einen Zierat ausbosseln. Ich war innig bemüht, jeden Schlag zu tun, wie es der Meister pflegte. Es war eine Zeit harter Mühe, als wenn einer schwere Last bergauf trägt, bei jedem Schritt die ganze Kraft braucht und an nichts denken kann als den nächsten Tritt. So plagte ich mich ein Jahr in der Meisterwerkstatt und fürchtete fast die Sprache zu verlieren wie ein Gefangener. Denn die Gesellen sahen mich nicht mehr so gern wie früher, und nur feiertags ließ mich der Alte seine Zeichnungen und Schriften sehen. Er drängte und trieb bei unserer Arbeit; sein Herz war schon bei anderen Plänen. Er lebte in einer dunklen Wolke

von Gedanken und Gesichten und der Furcht, nicht zu vollenden. Er wußte, daß er zu allem wohl ein dreifaches Leben und hundert Hände gebraucht hätte. Dabei packte er nicht rasch und heftig zu; er grübelte oft lange über ein Fältchen in den Bildern seiner Grafen und Gräfinnen, die er um sich versammelt hatte nach dem Willen unseres Herren, des Bischofs Dietrich. Der war ein fröhlich zugreifender Herr und machte bessere deutsche Verse als lateinische. Nach der Art großer Herren hatte er, als der Bau begonnen wurde, bei dem Studium der Zeichnungen auf die Sockel getippt, auf welchen die Figuren der anverwandten vornehmen Stifter und Wohltäter des Münsters stehen sollten, und gesagt: „Sie brauchen keinen Heiligenschein, Meister, sie waren keine Heiligen. Ich will Euch ein eigenes Brevier verehren, aus dem Ihr sehen mögt, wie die Herren und Grafen gewesen sind, die ihre guten Goldstücke und Hufen Kornlandes hergaben.“ Der Meister war ein nachdenklicher und sorgsamer Mann. Am schwersten fiel ihm, etwas zu denken, was nicht aus ihm selbst kam, sondern was ein anderer dachte; er wäre, bei allen Heiligen, nicht geschickt zum Theologen gewesen.

So hatte er sich die Worte des Bischofs in das Buch geschrieben, das ihm jener in fröhlicher Laune zur Bekräftigung seiner Wünsche geschenkt hatte. Es lag in der Schriftentruhe; schöne höfische Lieder in deutscher und welscher Zunge waren kunstvoll aufgeschrieben, wie die Herren bei Hofe sie vorsingen. Zierliche Verse, man muß Silben und Reime so fleißig dabei zählen, wie man mit dem Zirkel hantieren muß, um ein schönes Blattwerk ebenmäßig

um die Säule herumzulegen. Ich wüßte sie wohl noch aufzusagen, aber einem alten Bruder steht dergleichen nicht an. Ich denke, an dem Beispiel von dem Büchlein wird meinen gelehrten Brüdern am ehesten eingehen, was der Bischof wollte. Sonst pflegen wohl die geistlichen Bauherren dem Meister andere Bücher zu geben, Heiligenlegenden, wo die lieben, seligen Leidträger herzlich beschrieben und abgebildet sind mit Marterwerkzeug und Heiligenschein. Unser Liederbüchlein lag dem Meister schwerer auf als ein großer Kodex mit Heiligenleben. Denn das zierliche Jubilieren und Musizieren und Verneigen in den höfischen Liedern, gar das fröhliche Lob der Falkenjagd konnte der Meister nicht in Gottes Haus bringen; das wollte — bei seinem Schutzheiligen — auch der Herr Bischof nicht. Launen und Scherzworte großer Herren wiegen nur halb. Der Meister hatte sich nun seine Bildnisse so ausgedacht, daß etliche der Herren und Frauen dastanden, als wären sie eben gekommen, die Messe zu hören; andere waren wie aus den Blättern des Liederbüchleins hervorgetreten, und einige warteten noch in den Steinen. Auch stand mehr als ein verhauener und verworfener Block in den Winkeln. Es war ein schweres Helfen. Ich sang gleichsam den Kehrreim zu den Strophen nach, die der Meister gesungen hatte; da war jedoch kein freundliches Ausklingen. Indem ich den Kehrreim sang und achthatte, ihn recht zu fassen, war der Meister schon bei einer anderen Weise. Oft arbeitete er an einem Tag an zweien seiner Bilder; ich mußte mit allen Kräften

bedacht sein, jeden seiner Griffe und Schläge, seiner Gedanken und Formen zu fassen, wie er sie faßte.

Eines Tages, es war im Spätsommer, nahm er mich mit auf einen Weg vor die Tore; er konnte im Gehen leichter sprechen und die große Stille überwinden, die sonst um ihn gelegt war, wie ein tiefer Graben. Auf diesem Weg um die Stadt, über der wir unsere Baugerüste aufragen sahen, sagte mir der Meister, ich kenne nun seine Weise im großen und im kleinen; er habe wohl bemerkt, daß ich mich bis in den Atemzug bemüht habe, in seine Art einzugehen. Nun habe er einen großen Auftrag für mich. Mir war zumute wie einem jungen Diakon, der zur Primiz geht. Er fragte mich, ob ich die Pläne nun genau kenne, und als ich, in den Sand zeichnend, vor ihm bestand, klagte er, wie schnell die Wochen und Jahre gingen und wie mit dem Alter neue Gedanken kämen, größere, die ihn bedrängten. „Wir haben", so höre ich ihn noch, „vorige Woche das Bild des Markgrafen Eckehart bis auf die Farben fertig gemacht. Aber Du weißt, es wird ein Doppelbild. Die Figur der Frau steht schon mehrmals unter den verhauenen Steinen. Ich finde den Zweiklang diesmal nicht, ich finde nicht mehr die zweite Stimme zu diesem Kriegslied des Markgrafen. Die mußt Du finden, Du bist jung. Du bist noch weich, Deine Stimme ist noch biegsam, in Deinem Ohr klingen die höfischen Lieder noch hell, Du siehst noch andere Bilder unter den Mänteln der Frauen vorschimmern als ich. Meine Früchte sind schon gefallen. Ich will jetzt mit Macht an das Bild der Gräfin Gepa. Die Zeichnung der Lesenden

haſt Du wohl geſehen; es wird noch beſſer werden. Noch ein Hauch muß hinein. Wer in einem heiligen Buch lieſt, um den iſt ein leiſes Wehen und Brauſen der Engelsflügel, ſagte geſtern ein Franziskaner in ſeiner Predigt. So ein ſanftes Wehen, kaum mehr fühlbar, muß noch in das Gewand, ja, die Buchſeiten müſſen ſich ein wenig regen. Ich ſehe es deutlich, noch heute muß ich anfangen. So tritt Du jetzt neben mich, Egbert, und mache das Bild der Gräfin Uta. Du mußt es finden. Das Widerſpiel zu dem Grafen und Herrn. Leg alle Deine jungen Jahre hinein. Aber neben mir und unter meinem Dach wirſt Du das Rechte nicht finden. Du ſollſt wandern. Der Biſchof, unſer Herr, wird jetzt in Mainz ſein. Du wanderſt ihm nach und gibſt Bericht, wie weit wir gekommen ſind. Sieh Dich um! Du wirſt Gelegenheit haben, der Biſchof weiß, was ich mit Dir vorhabe."

Ich wagte nichts zu erwidern. Als ich am nächſten Tage Abſchied nahm, ſagte mir der Meiſter noch, ich ſolle um keinen verlorenen Tag trauern. Was ich ſuche, laſſe ſich ſelten in den erſten drei Tagen finden, man müſſe Geduld üben auch mit ſich ſelbſt. Er kreuzte mir noch den Block an, der für meine Arbeit beſtimmt war, und ich ging mit Freude und Bangen, das Bild des Grafen Eckehart feſt vor Augen; er iſt mir bald wie ein Gerichtsherr erſchienen, der Rede und Gegenrede mit äußerlicher Geduld anhört, aber den Spruch ſchon bildet, bald wie ein Kriegsherr, der ſeine Männer, Mauern und Vorräte prüft und die Monate ſchätzt, die er ſich halten kann. Ich hatte ihm Schild und Schwert

fertiggemeißelt. Aber inniger trug ich mit mir und baute ich um mich das wunderbare Gehäuse des hohen Chors, den ich mit schmücken sollte.

Weit wurde diesmal mein Weg nicht. Der Herr auf der Neuenburg wollte sein Wappen neu über dem Burgtor sehen und hatte schon mehrmals an den Meister geschickt. Nun sollte ich es ausmessen und eine Zeichnung zurücksenden. Ich war schon am anderen Tage auf der Burg, ließ mir Siegel und Schilde zeigen und war mit rechter Freude dabei, das Wappen nach der neuesten Weise auszustaffieren und recht zierlich zu machen.

Der Meister hatte mir befohlen, die Zeichnung nicht eher abzusenden, als bis der Burgherr sein Siegel daruntergesetzt hätte, damit keine vergebliche Arbeit gemacht würde. So blieb ich etliche Tage, bis der Graf von seinem Gerichtsritt zurückkäme, zeichnete auch noch für die Kapelle eine Inschrift, bemalte Schilder und ließ meine Kunstfertigkeit von den Burgleuten bewundern, wie das ja die größte Wohltat für einen jungen Menschen ist. Zeigt ein junger Ordensbruder nicht auch gern seinen großen Eifer und die bleichen Wangen? So malte ich den Mägden, die einen Teppich machen wollten, noch eine schöne Kante an die Saalwand. Im Herzen aber hatte ich immer den hohen Chor um mich, der aus den Bretterbuden und Gerüsten meiner Bauhütte wuchs, und den leeren Sockel an der hohen Wand, gewärtig, daß eine schöne Frauengestalt kommen und neben den Gebieter treten sollte.

Als der Neuenburger Herr kam, spannte ich ihm meine Wappenzeichnung und was sonst fertig ge-

worden war, recht säuberlich auf den Tisch in der Halle und hoffte, bald weiter wandern zu können. Hundert Wegmeilen durch den schönen, bunten Herbst lagen vor mir, und eine sollte mir die Begegnung bringen oder den rechten Gedanken. Ich lehnte in der Tiefe des Saales und verwartete lange Stunden; durch die Fensterbögen konnte ich weithin den Weg sehen, den ich ziehen sollte. Schneller jedoch, als eine Wolke geht oder als Du ein Brevier umblätterst, ist mir erschienen, was ich suchte. Ich bin ein armer, blinder Ordensbruder und kein ritterlicher Herr, der wohl zierliche Verse machen und die Harfe schlagen möchte, einer Dame zu Ehren. Der Neuenburger Graf ließ seine Gemahlin eintreten, ging rasch an den Tisch und prüfte, was ich ausgebreitet hatte. Ich hörte kaum, was er sagte, ich griff das Bild der Dame mit meinen Augen und allen meinen jungen Seelenkräften und zog es in mich hinein. Sie sah mich an, wie eine junge Frau wohl neugierig einen kunstfertigen Gast ansieht, von dem ihr die Mägde schon erzählt haben. Ich dachte nur daran, keinen Zug und keinen Wimperschlag zu vergessen. Der Graf muß einen rechten Tölpel in mir gesehen haben. Er riß mich barsch aus meinem Staunen und machte mit dem Fingernagel ein paar derbe Striche und Knicke in meine Zeichnung, die er anders begehrte. Er sprach laut und rauh wie alle Reiter, die befehlen. Gleich mir mochte auch die junge Herrin erschrocken sein. Sie nahm mit der Rechten den Mantel hoch an die Wange, schürzte die Lippen und wandte sich ein wenig ab. Mit der Linken aber drückte sie den Mantelbausch an sich. Es war, als

wenn sie Rosen darin verberge. Und als ich nun den Neuenburger Herrn ansah, der vom Mahl und Wein gerötet war und seine Befehlsstunde hatte, wie ich denn auf der Stelle eine neue Zeichnung machen mußte, erschien mir das Bild des Eckehart in der Naumburger Werkstatt. Da schlug ich die hundert Meilen und den Hof des Bischofs aus dem Sinn und wußte, daß ich zurückwandern und mein Bildnis anfangen würde. Ich kehrte das Blatt um, begann mit der neuen Zeichnung und legte das Wappentier kräftiger an, wie der Graf es wollte. Beide sahen mir über die Schulter. Ich hörte begierig auf ihre Stimmen und übte es zum erstenmal, mit dem Ohr die Menschen zu erkennen. Mit allen Sinnen lauschte ich, und hinter dem Wappenschmuck, den ich zeichnen mußte, sah ich den Mantel gleiten, in dem es sich leise regte, sah eine Hand, sah das Antlitz aufblühen.

Wie im Traum wurde ich fertig. Der Graf war zufrieden und rief nach Wachs und Siegel. Die Dame ging und grüßte leise. Ich erbat mir sogleich vom Kaplan einige Schreibblätter und zeichnete, solange es hell war, dann wieder in aller Frühe die Erscheinung viele Male, als wenn Du eine Predigt machst, lieber Bruder, und Dir dies und das aufschreibst. Am Abend schon stand ich vor dem Meister, richtete meine Neuenburger Sache aus und rückte mit den Gesellen meinen Stein aus dem Winkel. Der Meister fragte mich nicht. Er ließ mich in seiner Werkstatt schaffen, als ob ich allein wäre. Ich stand aber ganz in seinem Zauberkreis, hörte ihn arbeiten, seine Schritte, sein Meißeln, sein Seufzen und Atmen. Ich wollte auch mit allen Kräften mein Bild

ganz nach seiner Weise machen und die Probe bestehen. Es ist mir heute wieder, als müßte ich mich rechtfertigen. Nichts habe ich unversucht gelassen. Ich zeichnete mit allem Fleiß, kaufte den schönsten Wollstoff auf dem Markt, den die Händler hatten, und betrachtete hundert Male den Faltenwurf; auch erforschte ich die fertigen Figuren des Meisters mit dem Zirkel nach allen ihren Maßen, bis ich sie kannte wie meine eigenen Glieder. Innig bin ich dabei bemüht gewesen, hinter allem Staub und Schweiß das frische, zarte Bild festzuhalten. Nach all diesen herzlichen Übungen und Vorbereitungen habe ich endlich den Meißel angesetzt und mich, wie ein Mönch in seine Entbehrungen und in sein Gebet, in den Stein hineingedrängt. Tag und Nacht habe ich nicht von ihm gelassen, bis die Umrisse heraustraten, die Maße getroffen waren und die Weise sichtbar, wie die Gestalt steht und sich ein wenig wendet. Nebenher habe ich an dem Wappenstein und der Inschrift für die Neuenburg gearbeitet, auch beides an seinen Ort gebracht und einsetzen helfen. Aber der Neuenburger Herr und die Herrin waren verritten; sie blieben den Herbst und Winter über im wärmeren Tuszien, jenseits der Berge. Doch ließ mir der Kaplan, der Freude an meinen Arbeiten hatte, den Schatz aufschließen. Ich wählte sorgsam das Geschmeide und das Krönchen aus, das mein Bild tragen sollte, hob auch beides aus der Truhe und maß begierig die feine Rundung aus für das Haupt. So kam ich nicht leer zurück und fügte meinen Zeichnungen und Maßen neue von den Zierraten hinzu. Als ich aber meine Blätter zu neuem

gesammelten Beginn eines Morgens prüfte, fiel mich die Sorge an, die schon lange heimlich in mir bohrte: wie war das Angesicht des Bildes? Vielfältig war das Gewand gezeichnet, hundertmal kehrte die linke Hand wieder, da waren nun auch Krönchen und Zierat, aber wie schaute die Gräfin unter diesem Stirnreif hervor in die Welt? Es blieben mir nur die kleinen, zart hingesetzten Bildchen, die ich von der Neuenburg mitgebracht hatte, von der Seite gesehen, Stirn und Nase in fein ausgezogenem Schwung, aber die Lippen ein wenig eigenwillig geschürzt. Ich wurde irre; das Angesicht sollte sich über dem verhüllten Körper aufschließen wie eine Blüte. War das fein, war es edel und fürstlich genug, was ich hier mit leichten Strichen gezeichnet hatte? Wenn ich es weiter bilden und bannen wollte, verschwebten mir die Linien ineinander. Das ersehnte Bild tat mir seine Augen nicht auf. Ich kam in große Not darüber.

Eines Feierabends sagte mir der Meister, ich dürfe nicht meinen, man könne so ein Bildnis fertigmachen und hinter sich bringen wie eine gute Wegstrecke in einem frischen Zug. Es gäbe immer große Not. Ich solle ein paar Tage schlafen oder wandern und mich umsehen. Ich ging durch alle Kirchen und Klöster flußauf- und abwärts und kniete vor allen Bildern der Heiligen Jungfrau hin, ihr Antlitz zu betrachten. Das lächelte auf das Kind nieder oder hatte über den Gekreuzigten geweint; immer war es entrückt, emporgehoben in eine schwebende Seligkeit. Ich wurde nur noch verwirrter darüber und konnte noch weniger das Antlitz meiner Gestalt er-

kennen. Es durfte kein Heiligenschein darum sein und keine Erhabenheit. Grafen und Gräfinnen sollte mein Meister auf die Sockel des Chores stellen, Ritter und Damen, aber keine Heiligen. Schließlich begann ich meine Arbeit an dem Kopf wie ein Schüler. Ich nahm einen anderen, kleineren Stein und übertrug nach den Regeln genau, was auf der Neuenburger Zeichnung noch zu erkennen war. Es war ein mühsames Suchen, kein glückliches Finden, wie es doch mir beschieden war, als ich den Körper, das Gewand, die Stellung, Bewegung und die Hand bildete. Allmählich nur fand ich Fleisch und Blut. Ich fand es tastend mit den Händen, ja mit den Lippen, den Wangen, mit der Stirn; denn der Meister behielt Recht, ich mußte alle meine jungen Jahre und Liebeskräfte mit hineingeben, damit das Bild lebendiges Gesicht gewann. Nach einigen Monaten, in denen ich oft tagelang, voll Unruhe und Qual, kein Werkzeug anrühren konnte, blickte die Gräfin unter ihrem Krönchen kühl und fremd an mir vorbei in die Weite, auch an ihrem Herrn vorbei, und ich wußte, daß ihr Mädchenherz noch auf Neues wartete, daß auch das Krönchen ihr nicht von dem lauen Überdruß helfen konnte an dem, was sie schon besaß. Ich wußte so vieles von ihr; sie fror unter diesem Himmel, sie mochte nicht alt werden, sie konnte nicht fromm sein. Ein zierlich gesetztes Minnelied vermochte sie wohl Vers um Vers mit der schlanken Hand mitzuzählen und zu singen, aber sie behielt ein kleines Lächeln dabei; sie liebte das, aber sie glaubte nicht daran. Das alles lernte ich von ihr verstehen, wenn ich nachts leise aufstand

und zu meinem Stein ging, mit den Lippen an ihren Schläfen suchte und das Geheimnis ihrer fremdblickenden Augen erfühlen und erforschen wollte, ob in ihren Lippen nicht auch die volle, süße Lust wohne.

Ich erfuhr und erlitt das alles noch einmal, als ich das kleine Bild auf den echten Stein übertrug und noch besser zu machen suchte, weicher noch und vornehmer, noch weiter ab und ferner von mir und allen. Je näher der Tag kam, an dem ich den Meister fragen sollte, ob er meine Arbeit annehmen würde, desto schmerzhafter und tiefer drang der Stachel in mich, sie nun zu verlassen und zu verlieren. Das Bildnis hatte Gewalt über mich gewonnen; ich verlor alles andere darüber. Hatte ich erst in der Furcht gelebt, ob ich bestehen werde, und bei jedem Handgriff die Kraft des Meisters über mir gefühlt, so lag jetzt nur noch der Schatten dieser schmalen Gestalt über meinem Weg, die nach der Tafel der Stifter Uta heißen sollte. Ich zögerte auch, das Standbild fertigzumachen, obschon nur noch wenige Tage Arbeit fehlten. Ich dachte nicht mehr an den Chor, nicht mehr an die schöne Reihe der Gestalten, an den Meister und die Bauhütte, ich fühlte nur noch, wie mich die Kälte dieses Steines, die Ferne und der leise Spott Utas quälten.

Der Meister hatte mich hinter meiner Bretterwand arbeiten lassen und nie gedrängt. Doch in jenen Tagen, als ich nichts mehr tat, als mit dem Bilde zu sprechen und mich vor ihm hinzubreiten, rief er mich und sagte, er habe einen Weg und Auftrag für mich. Es zog damals ein berühmter Predigermönch durch das Land, der das Volk von weit-

her zu sich versammelte und auf die Knie zwang, ein Bußprediger. Den sollte ich suchen. Ich erschrak bitterlich, denn ich fühlte, wie untreu ich der Bauhütte und dem Meister geworden war. Der aber lächelte über meinen Schreck und sagte, ich solle dem berühmten Pater nicht zuhören oder gar ihm folgen, ich solle lieber stehen, wenn alle knieten und ihn zeichnen, recht vielfältig. Er brauche das Bild eines eifrigen Apostels, und ich müsse wieder einmal die scharfe Luft spüren.

Ich ging, mit aller Unruhe beladen, einen großen Teil des Weges, den wir in diesen Tagen wanderten; doch es führte mich damals kein Bruder an der Hand, sondern Zweifel, Ungeduld und Begehren waren meine Gesellen; mit sehenden Augen war ich wohl blinder als heute. Ich brauchte nur den Pilgern zu folgen, die zu dem berühmten Pater zogen. Ich bin dann einige Tage in dem großen Volksschwarm der Büßer um den Predigermönch gewesen, ohne sonderlich gepackt zu werden und habe den Prediger und manchen Bußfertigen gezeichnet. Die Worte schlugen an meinem Herzen vorbei, bis eines Tages der Pater von den Bildnissen gepredigt hat, den inwendigen und auswendigen. Er sprach gewaltig, wie wir von Sankt Bernhard lesen, und malte mich und meine Sünde, als hätte er den Winter lang hinter mir gestanden. Er nannte mich Götzendiener, traf mich mit jedem Wort und schlug mich nieder; ich lag ledig und bloß vor der Wahrheit: ich hatte mir ein Bild gemacht, es anzubeten. Der Getreue vergißt und verliert sich und gibt sich dem hin, was ihm auferlegt ist, zu tun und zu leiden; der Ungetreue sam-

melt sich heimlich einen Schatz und macht ihn zu seinem Altar. Ich hatte mir meinen Altar auf dieser Stirn gemacht. Das alles wußte ich schon, als mich der Meister auf den Weg schickte. Aber hier wurde es laut vor allem Volk gesagt, hier legte einer mein Herz bloß und rief hinaus, was für Schande ich getrieben hatte mit meinem Werkzeug. Hier stand einer frei und stark in der Wahrheit, stieß mich in die Knie und zwang mich ganz zu Boden, befahl mir, mein Werkzeug zu zerbrechen, meinen Schatz fortzuwerfen, mein Götzenbild zu zerschlagen, mich selbst zu verlieren im Büßen und Dienen. Er ließ aber nach dem Gewitter den Regenbogen aufgehen: noch ist es Zeit.

Das war sein Amen, und ich ging noch zur Stunde zurück, zerschlagen und zerbrochen; nur dieses Wort nahm ich mir zum Stabe: noch ist es Zeit. Ich wagte unterwegs nicht, in eine Kirche einzutreten und zu einem Bilde am Wege aufzusehen, denn der Bildhauer und Steinmetz sollte tot und zerschlagen sein. Keine schöne Halle und kein schönes Bild sollte mich irre machen und abziehen von meiner Buße, die mir Gott durch den Prediger befohlen hatte. Wenn ich aber nachließ, wenn gar das Bild Utas wieder in meine Verzweiflung hineinschien, dann deckte ich es mit Gebeten zu, drängte es fort und wiederholte alle die harten Worte, die mir der Prediger eingebrannt hatte.

Hier in diesem Flecken saß ich unter der Sonnenuhr von der Frühe bis zum Mittag und betete mit dem weichenden Stundenschatten immer neu meinen heiligen Vorsatz. Ich wollte vor der Dunkelheit

nicht in der Bauhütte sein, da ich fürchtete, vor meinem Bildnis wieder schwach zu werden.

Ist es nicht ein Gleichnis: Ich sah auf der letzten Wegstrecke streng zu Boden, um nicht unsere Baugerüste über der lieblichen Stadt zu sehen. Nun ich morgen diese Strecke mit meinen alten Füßen nachmesse, vermag ich meine Augen nicht mehr aufzuheben zu der schönen Stadt und den lieblichen Wohnungen des Herrn, so sehr mich auch danach verlangt.

Ich kam mit der Dämmerung in die Stadt, wo ich noch lange an einer Kirchenmauer lehnte und der Litanei lauschte, die gedämpft herausklang. Als ich in der Dunkelheit zu der Domfreiheit hinauf und in die Werkstatt ging, fühlte ich mich stark, mein Bild zu zerschlagen. Aber der Meister saß noch über Zeichnungen und Zahlen gebückt, sah nicht auf und hieß mich meine Blätter auf den Tisch legen. Ich gehorchte und legte mich leise nieder, die Augen fest geschlossen, denn ich fürchtete den Kerzenschein, der durch die Bretterlücken in meinen Verschlag fiel; unter den Kopf schob ich Hammer und Meißel, um wach und fest bei meinem Gelöbnis zu bleiben. Aber wie eng ich mich auch abschloß, die Nähe des Meisters fühlte ich mit wachsender Macht, hörte ihn seufzen und leise sprechen nach seiner Weise und sah noch den vertrauten Gruß seiner mächtigen Hand; ich spürte, wie ihm in dieser Nacht die Gedanken strömten und die Pläne emporwuchsen; bald lauschte ich seinem Atem inniger als den Worten, die ich mir vorsprach, und dann drang durch die Mauer meiner Bußgebete die Gewißheit, daß ich ja nichts war als sein Knecht, sein Werkzeug, das er sich gebildet und

geschliffen hatte, daß alle meine Kunst von ihm stammte. Keine Gewandfalte konnte ich anders formen und keinen Meißelschlag anders führen als auf seine Weise. Auch dies geliebte und verhaßte Bild neben mir war von ihm durch mich gemacht. Ich hatte es nur mit meiner falschen Brunst und Untreue beladen und befleckt. Der Meister hatte nur zwei Hände mehr durch mich gehabt. Er selbst mußte das Bild verwerfen, wenn es seiner Hände unwert war. Und ich mußte mich an den Händen strafen, die unwürdig waren, den Meißel zu führen und unwürdig, daß ihnen der Meister vertraute.

Als ich nach Sonnenaufgang die Gesellen auf die Gerüste steigen und die Seile knirschen hörte, mit denen sie die Werksteine hochwanden auf den Bau, wußte ich meine Buße. Ich hatte mir aber auferlegt, mein Bildnis nicht wieder anzusehen. Wie ein Blinder, wie heute, tastete ich mich aus der Werkstatt und stieg dann rasch in die Gerüste hinauf zur Seilwinde, wo die Gesellen einen neuen Stein heraufholten. Als sie kräftig anzogen, stieß ich die rechte Hand zwischen Rolle und Seil.

Von der Stunde an, in der mich die Gesellen in das Spital zu den Benediktinern trugen, weiß der Orden um mich; auf meine innige Bitte wurde ich, noch nicht genesen, in der Stille in ein entferntes Kloster gebracht. Ich danke allen Oberen und Konfratres für ihre Liebe und Geduld. Meine letzte Konfession habe ich vor Euch niedergelegt um meinetwillen und Euretwillen. Gott hat mein Opfer nicht angenommen. Er hatte mir die kunstfertige Hand

geschenkt, seine Häuser und Altäre zu schmücken und hat mir dazu die Kraft der Gesichte gegeben. Gegen seinen Willen habe ich gesündigt, als ich meine Hand zerstieß; er hat mich deshalb im langen Dienst in unserem Spital erkennen lassen, daß die Kraft meiner Liebe nicht stark genug war; er hat mir die Augen verschlossen, damit ich besser lerne, einen Funken von ihm durch meine Nacht schimmern zu sehen. Zuletzt aber hat er mich zurückgerufen an die Stätte meines falschen Opfers, und ich bin seines Willens gewärtig.

Nehmet aber, liebe Brüder, von mir noch an, was Gott mich durch acht mal zehn Jahre Mühsal hat wissen lassen. Es gibt tausendfache Weise, Gott zu dienen, und es gilt keine mehr als die andere; jeder soll mit den Händen und dem Herzen dienen, die Gott ihm zu Lehen gab. Ich schreibe dies an die innere Klosterpforte.

Schließt den blinden Bruder Egbert auch fürder in Euer Gebet ein!"

So hieß mich unser Bruder aufschreiben. Es ist darüber Tag geworden und wir sind weitergezogen, ich in schwerem Zweifel über vieles, was er meiner Feder anvertraut hatte, und mein blinder Gefährte müde und matt, doch voll großer Erwartung. Auf der Höhe, von der man die Stadt erblickt, fühlte er den frischen Wind gehen und sagte: „Hier siehst Du das Münster liegen. Ist es wahrhaftig vollendet? Sind die Baugerüste fortgenommen?" Ich antwortete, die schön getürmte Kirche sei vollendet und wohl anzusehen in allen Teilen und im ganzen, schön wie

ein Lied König Davids; da bat er mich, ihm einen Lobpsalm vorzusprechen, denn er war sehr schwach.

Zur Vesperandacht waren wir am Ziel unserer mühsamen Wallfahrt und zogen in das Münster ein. Alsbald ließ Bruder Egbert meine Hand los und ging frei durch die Halle von Säule zu Säule und von Altar zu Altar. Als die Kerzen gelöscht wurden, kniete ich neben ihm nieder und bat ihn, mit mir Herberge zu suchen. Er wollte aber die Nacht im Heiligtume allein bleiben. Ich sagte dem Kaplan, der uns ein Kloster weisen wollte, von Bruder Egberts Gelübde, und wir führten den Blinden auf seine herzliche Bitte in den westlichen Chor. Es ist wahrlich eine demütige und stille Prozession gewesen. Wir setzten ihn, der zum Knien zu schwach war, in das Chorgestühl. „Nun bete mir noch recht laut und schön: Quam dilecta tabernacula tua, domine virtutum!“ so bat er noch und ich sang den Psalm der Söhne Korahs in das dunkle Münster hinein; ich wußte ja, wie er begierig war, mit dem Ohr Klang und Schall und Widerhall zu prüfen und die Wölbung daraus zu fühlen und zu erkennen. Der Kaplan stimmte mit ein. Er nahm innigen Anteil an unserem blinden Bruder.

Nach der Frühmesse fand ich Bruder Egbert schwach, aber freudig in seinem Chorstuhl betend. „Der Chor ist schön,“ sagte er immer wieder leise, „ich höre es.“

Ich ließ mir von dem Kaplan die Bilder der Stifter zeigen und nennen, von denen ich so vieles gehört und in der vorigen Nacht aufgeschrieben hatte. Sie stehen bunt und schön an den Wänden,

aber sie sind ein weltliches Werk. Ich erkannte auch bald Uta, des Markgrafen Eckehart Gemahlin, von den Händen unseres Blinden ganz so, wie er sein Werk beschrieben hatte. Sogleich ging ich zu Egbert und sagte ihm, daß sein Meister das Bild für gut befunden, vollendet und neben den ritterlichen Eckehart gestellt hätte. Da bat mich unser Bruder, ihm in die Knie zu helfen und verharrte so im Gebet, bis er umsank, von dem hitzigen Fieber bezwungen. Ich brachte ihn hierher in das Spital des Klosters St. Georgen vor der Stadt, wo die Brüder uns liebreich aufnahmen. Danach wurde ich selbst von der Krankheit geschlagen. Als ich genas, hatte unser blinder Bruder schon einen anderen Eingang gefunden als die Klosterpforte.

Dies ist der Bericht über die Wallfahrt des Bruders Egbert, dessen Blut in den Mörtel des Münsters geflossen ist, mit seiner letzten Konfession nach seinem Wort und Willen. Wie man wohl ein Pergament mit einer Botschaft um einen Pfeil windet und auf den Turm zu den Wächtern emporschießt, der feste, gerade und gewichtige Pfeil aber trägt sie sicher und rasch in die Höhe zum Ziel, so beschwere ich meinen Brief mit dem Gewicht herzlichen Gebets für unseren abgeschiedenen Bruder, der nun sehend geworden ist.

Daß wir uns aber loslösen und abscheiden von der Blindheit der Kreatur, liebe Brüder, dazu helfe uns Gott! Amen.

-90 3.7.33 M -7/9

x

Printed in Germany